

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wid in Breslau.

N^o. 64.

Mittwoch, den 10. August 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltthätigkeit.] Das Kulmer amtliche Kreisblatt bringt folgenden cynischen, die kathol. Religion herabsetzenden und verhöhrenden Artikel: „Aus Bonn wird gemeldet, daß der daselbst neu erbauten Jesuitenkirche von Rom aus einige heilige Knochen zum Geschenk gemacht worden sind, die am 18. Juli in festlichem Zuge ihrem Bestimmungsorte zugeführt wurden. Ohne Zweifel werden die hl. Knochen auch bald Wunder thun.“ Wir möchten doch wissen, ob es in Kulm einen Staatsanwalt giebt? Da es in Preußen nicht erlaubt ist, den kathol. Glauben zu verdrehen und in einem amtlichen Blatt der Verachtung preiszugeben, so möchten wir weiter wissen, ob der Staatsanwalt eingeschritten? Hoffentlich wird das Bischöfliche Amt zu Belpin, falls die Staatsanwaltschaft die Injurie gegen die im preussischen Staate anerkannte und unter dessen Rechtsschutz stehende kathol. Religion übersehen hätte, sie darauf aufmerksam machen und diese um so mehr die gesetzmäßige Verfolgung des Schmähartikels resp. seines Verfassers eintreten lassen, als derartige Verhöhnung kathol. Cultusgegenstände in einem amtlichen Blatt schwerlich den Frieden unter den Concessionen fördern, kaum die Anhänglichkeit der in jenem Kreise meist polnischen Bevölkerung an den preuss. Staat mehren und nicht geeignet sein dürfte, die daselbst ohnehin herrschende Erregung zu dämpfen. Wir unsererseits protestiren hiernit feierlichst gegen eine derartige injuriöse Verdrehung und Verspottung des kathol. Glaubens in einem amtlichen Blatt resp. dem Kulmer Kreisblatt und hoffen, daß ihm dies Geschäft für immer wird verleidet werden.

Die **Nendeburger Affaire** giebt den kleinstaatlichen Volkstribunen wieder Gelegenheit, Versammlungen zu halten, die Lungenflügel in Bewegung zu setzen, die Vaterländer in Gefahr zu erklären, Resolutionen zu machen und bei diesen Gelegenheiten dem Gläschen zuzusprechen. Natürlich werden das auch jetzt die einzigen kriegerischen Demonstrationen bleiben, welche die kleinen Bundesstaaten in der Befreiungssache der Herzogthümer riskiren. Wahrhaft schmähsch aber ist's, wenn der Bundes-General sogar getadelt und herabgesetzt wird, weil er nicht die Unvernunft begangen, es auf's Blutvergießen ankommen zu lassen. Das kann nur wünschen,

wer entweder an absolutem politischem Blödsinn oder an allem deutschen Patriotismus leidet. Es ist fürwahr ein großes Glück, daß der Standal der Soldatenschlägereien nicht noch in eine förmliche Schlacht deutscher Bruderstämme ausgelaufen. Obnehin sind diese Schlägereien schon ein Makel des deutschen Namens, leider nicht das erste Mal demselben angeheftet.

Denn diese Schlägerei in Nendeburg erinnert u. a. lebhaft an einen Soldaten-Erzej in Mainz zwischen Oesterreichern und Preußen, seit welchem allerdings 46 Jahre verfloßen sind, der aber damals ungeheures Aufsehen gemacht hat. Im Jahre 1818 bestand die Garnison der Festung Mainz aus zwei österreichischen und eben so viel preussischen Infanterie-Regimentern. Von den ersteren war eines das 31. Regiment „Benjowsky," gegenwärtig „Großherzog von Mecklenburg-Strelitz," das andere ebenfalls ein ungarisches; die preussischen Linien-Regimenter waren brandenburg'sche. Eines Tages, als das gesammte Offiziercorps der Garnison in der Nähe von Mainz beim Herzog von Nassau zu Mittag speiste, gab die Arretirung eines österreichischen Gemeinen durch eine preussische Patrouille zu einem der großartigsten Soldaten-Erjeße die Veranlassung. Unter Anführung von Unteroffizieren rückten die beiderseitigen Garnisonen aus, stellten sich in Schlachtordnung auf und lieferten eine förmliche Schlacht, in der die Oesterreicher schließlich Sieger blieben und die Preußen weichen mußten. Mit Ausnahme eines einzigen wurden alle anderen Festungsthore von den Siegern occupirt und geschlossen, und den Preußen nur gestattet, bei diesem Einen Ausgang den Ausmarsch aus der Stadt zu halten, zur allgemeinen Belustigung des Publikums. Zwei Tage waren die Preußen gezwungen, auf dem Glacis der Festung zu bivouaciren und durften das Innere der Stadt nicht betreten. In Folge dieses Erjeßes fand natürlich ein Garnisonswechsel statt, die ungarischen Regimenter wurden durch deutsche, die Brandenburger durch Rheinländer (Westphalen) ersetzt. Das Gouvernement theilte von da an die Stadt Mainz in zwei Theile, wovon die eine Hälfte den Oesterreichern und die andere den Preußen ausdrücklich zur Unterhaltung angewiesen wurde. In dem Rayon der einen Truppenmacht hatte

die andere nichts zu schaffen und keine Militär-Polizei auszuüben; wurde ein Mann in dem nicht zugehörigen Rayon betreten, so erfolgte seine Arretirung und Bestrafung. Diese Verfügungen setzten den Soldatenumulten auf längere Zeit hinaus ein Ende.

Der Friede mit Dänemark wird auf Grundlage der Abtretung Schleswig-Holsteins und deren Constituirung zu einem selbstständigen Staat aller Aussicht nach bald zu Stande kommen. Die Befürchtungen oder Hoffnungen einer preussischen Annexion der Herzogthümer sind windig und können nur solche beschäftigen, welche kein Urtheil darüber besitzen, was möglich, was unmöglich. Die einzige Aussicht auf den Besitz scheint uns gerade wegen der sonstigen Prä-tendenten Friedrich von Augustenburg zu haben, dem die Großmächte übrigens wohl vorzuschreiben haben werden, in welche Beziehungen sie Schleswig-Holstein zu sich und Deutschland gestellt wissen wollen. Der künftige Regent der Herzogthümer bedarf auch des mächtigen Schutzes, besonders der beiden Großmächte, und Preußen als die ihm nächste wird auch, ohne annexirt zu haben, von nun ab einen großen Einfluß auf ihn ausüben.

Will Dänemark nicht Gefahr laufen, dereinst in Schweden eingefügt zu werden, so muß es sich an Deutschland enger anschließen. Freilich muß es dann in Kauf nehmen, daß es allgemach vom deutschen Element durchsäuert wird. Schon jetzt ist vieler Besitz daselbst in deutschen Händen und wird noch mehr darein kommen, wenn die Herzogthümer als selbstständiges Reich neben ihm stehen und es, wie zu erwarten, durch Bildung und Gewerbfleiß überflügeln.

In Belgien rüsten sich die Parteien zum Wahlkampf. Die Katholiken haben sich Jahre lang durch die gewalthätige sog. liberale Freimaurer-Partei tyrannisieren lassen. Jetzt schämen sie sich ihrer Inbolenz und fangen an, ihr Recht und ihre Ehre zurückzufordern. Wenn sie bei den Wahlen nicht die Mehrheit erlangten, so dürften sie sich, weil die Mehrheit der Bevölkerung katholisch, über die Folgen nicht beklagen, da ihre Niederlage nur ihre politische Unmündigkeit und ihr Ungeschick in Wahrnehmung ihrer Rechte und Pflichten bekunden würde, woran beiläufig gesagt auch die preuß. Katholiken einen rechten Ueberfluß haben. Denn sonst würden sie sich von ihren Gegnern bei Ausübung des Wahlrechts nicht mit so dauernder Geduld beständig über den Köpfel bar-bieren lassen. Wenn die Katholiken ihre Pflicht erkannten und thaten, so dürfte kein Gesetz mehr in dem preussischen Abgeordnetenhaufe votirt werden ohne ihre Zustimmung. Daß sie die hierfür nöthige Zahl wirklich katholischer Abgeordneten nicht nach Berlin gesendet, stellt ihnen ein politisches und katholisches Armuthsattest aus. Beides gewiß nicht ehrenvoll für sie und geeignet, ihre Widersacher zu ermutigen und zu stärken, um uns den Fuß auf den Nacken zu setzen. Es ist eine Schmach für ihren Charakter und ihre Befähigung, wie sich zahlreiche Katholiken bei Abgeordneten- und Gemeindevorsteherwahlen benehmen und sich so zur Bedientenrolle selbst verurtheilen!

Was diese Charakterlosigkeit oder Faulheit oder Ungeschick-

lichkeit zu Wege bringt, kann man eben in Baden ersehen, wo die Katholiken in bedeutender Mehrheit, aber lange Zeit zum Theil einer falschen und verderblichen Toleranzsucht huldigend, allmählich die ganze Staatsleitung ihren Feinden überliefert haben und nun gezwungen sind, wo man ihnen das Eisen um den Hals legen will, gegen die Tyrannen sich zu erheben. Die saubere Landesvertretung, höchst liberal-fortschrittlichen Kalibers, hat zuletzt die Hand auf die Schule gelegt und das Recht der Kirche und der Familie gestrichen, entgegen den frühern Garantien und Gesetzen. Der greise Erzbischof von Freiburg, der schon einmal die gewaltige Schlacht für die Freiheit der Kirche gegen ihre Dränger siegreich geschlagen, hat nun neuerdings gegen die Entchristlichung der Schule und die drohende Verderbung der kathol. Jugend sich in einem vorzüglichen Hirtenbrief erhoben, um das ewige Recht der Kirche auf die Schule und Erziehung zu verteidigen. Gott wird mit ihm sein! Einen Beleg, in welcher Richtung und in welcher Weise gegenwärtig sogar Beamte im irreligiösen Sinne das Volk bearbeiten wollen, zeigt ein Vorgang, der sich vor Kurzem in einem kleinen Orte des Oberrheinlandes, in Dilsberg, ereignete. Man wählte dort einen achtbaren Katholiken zum Bürgermeister, zum sichtlichem Verdruß des der Wahl präsidirenden Oberamtmannes der benachbarten Amtsstadt. Er hielt daher dem Gewählten in Gegenwart des Gemeinderathes eine Rede, worin er ihm den Gehorsam gegen seine (des Oberamtmanns) Befehle einschärfte und ihn warnte, sich an der herrschenden religiösen Agitation zu betheiligen. Wir glauben, fuhr der Beamte fort, alle an einen Gott, und die Religion sei nur von den Menschen erfunden. Da erhob sich aber ein in seinem Kreise angesehener Baueremann unter den Anwesenden mit der kräftigen Bemerkung: „Herr Oberamtmann, solche Reden verbitten wir uns; unsere Religion ist von Gott.“ Der Oberamtmann wurde ob dieser Unterbrechung so bestürzt, daß er eilig nach seinen Papieren und seinem Hute griff und das Rathhaus verließ.

Auch in Baiern rumort's unter gewissen Lehrern. Bekanntlich wurden vor einiger Zeit daselbst die Lehrergehälter normirt, um den Lehrern ein freudiges Arbeiten zu ermöglichen. Wohlgemerkt, ist es also die Brodfrage nicht, welche daselbst Anlaß zu einer Bewegung giebt. Der bairische „Volkschullehrer-Verein“ bekümmert sich um Höheres; in einer „Dentschrift“ legt er seine Gedanken nieder, Befreiungsgedanken ganz nach dem Muster, wie sie einst protestantische — und angeblich 600 — katholische preuß. Lehrer dem hohen Fortschrittshause zu Berlin zur gefälligen Nachachtung unterbreiteten. Wie hier, so sollen auch die Schulen in Baiern „wahrhaft christlichen Charakter“ behalten, und nur gewisse Kleinigkeiten, welche die Lehrer beengen, weggeschafft werden. So sollen, weil doch die Lehrer ohnehin allesammt nie fehlgehen, also keiner nächsten Inspektion bedürfen, die Lokalschulinspektionen ferner nicht mehr sein; die Schule selbst soll gehoben werden und zu dem Ende sollen die Lehrerkandidaten einen kostspieligen Schulkurs durchmachen und noch mehrere Jahre als Externe ein Schullehrerseminar auf ihre

Kosten besuchen. Die Einschließung in einem Seminar gefällt dem Volksschullehrer-Verein auch nicht; im „Strom der Welt“ sollen sich die Charaktere bilden, was bei vielen jungen Leuten ohngefähr soviel heißen dürfte, als: sie müssen vorerst mit Bier, Tabakspfeife, Glimmstengel, Kartenspiel sich vertraut machen und allenfalls eine Herzallerliebste für die künftigen Lebensjahren engagieren, um so aus dem „Strom der Welt“ als intelligente Kraftjünglinge aufzutreten, ohne an jener „Demuth und Unterwürfigkeit, die so nahe an Niederträchtigkeit grenzt,“ wie die Denkschrift sich ausdrückt, Schiffbruch gelitten zu haben. Möcht' man da nicht mit Kaiser Karl sprechen: „Da walt die Sucht?“ Oder moderner: „Späh, riechst du Wurst?“

Wie es in **Russisch-Polen** geht, darüber läßt sich der „Oesterr. Volksfreund“ schreiben: „In einem Dorfe unweit Przasznic, im Gouvernement Plock, wurde ein schreckliches Verbrechen vollführt. Der Geschäftsführer des Kaufmanns Grünberg, erst als geheimer, dann als offener Agent des dortigen Militärchefs thätig gewesen, soll darüber sein Geschäft vernachlässigt haben. Er wurde deshalb seiner Stellung entlassen. In die Wohnung des Agenten drangen nun vor einigen Tagen in der Nacht fünf maskirte Leute, nahmen ihm 11,000 Rubel ab, erschossen ihn dann und verwundeten seine Frau, als sie einen der Maskirten am Rode hielt, um ihn zurückzuhalten. Als der Vorgang dem Militärchef in Przasznic gemeldet wurde, ließ er besagten Grünberg, den Apotheker von Przasznic, sowie das ganze Beamtenpersonal des Städtchens verhaften. Briefe aus dem Königreiche klagen über die häufigen Raubankfälle und Diebereien, die natürlichen Nachwehen des Aufstandes, gegen welche das Militär oft gute Dienste leistet. So ereignete sich vor etwa 14 Tagen, daß ein abgelegener wohnender Jude, in der Nähe der Stadt Kłodowa im Koniner Kreise, von sechs Bauern und einigen früheren Insurgenten überfallen und geplündert werden sollte. Der Plan war genau verabredet, dem Juden sein sämmtliches Vermögen abzunehmen und unter sich zu theilen. Derselbe muß aber nicht geheim genug gehalten worden sein, denn das Militär in Kłodowa erhielt davon Kenntniß. Der Hauptmann R. begab sich in Verkleidung gegen Abend des verabredeten Tages in die Wohnung des Juden und bat um Nachtquartier. Der Jude gab nach einigem Sträuben den Bitten des Fremden nach, ohne zu ahnen, wer er sei. In der Nacht fanden sich denn auch die Räuber bei dem Juden ein und mußten diesen durch Drohungen so einzuschüchtern, daß er sein ganzes Vermögen hingab, um nur noch wenigstens sein Leben zu retten. Da plötzlich fällt ein Schuß aus der nächsten Stube auf einen der Räuber und streckt diesen todt zu Boden. Der Schuß war das Signal, daß die früher in der Nähe versteckten Soldaten hervorbrechen sollten, die nun das Haus umringten und die Diebe sämmtlich gefangen nahmen. Auch auf preussischem Gebiete treibt sich Raub- und Diebsgesindel herum.

In dem von den hellenischen „Volksfreunden“ befreiten **Athen** gab es wieder Mord und Verwundungen; erst vor drei Monaten haben die gräßlichsten Ermordungen eines Vaters

und seiner vier Söhne in dem Dorf Menidi in Attika stattgefunden; der jehige Mord ist eine Fortsetzung jener schrecklichen Dinge. Die Bewohner zweier Dörfer stießen in der Hauptstraße Athens aufeinander, man zog die Drehpistolen, der Gemeindevorstand erhielt einen Schuß in den Kopf, an dem er bald darauf starb, sein Sohn und noch zwei andere der Gegenpartei wurden schwer verwundet. Die Polizei erschien, nachdem die Schlächt vorbei war.

Die Landräuber von **Piemont** übersehen auch weiter Cavour's Wahlspruch: „Die freie Kirche im freien Staat“ in's Befreiungitalienische. Am 22. v. Mts. um 3 Uhr Nachmittags wurde Mgr. Feliciissimo Salvini, Erzbischof von Camerino, in gedachter Stadt gefangen genommen und in die öffentlichen Gefängnisse, feucht und ungesund und überfüllt von Missethättern, abgeführt. Weshalb? Weil er sich am placetum regium verdingt haben soll, indem er ein Dekret der Pönitenziaria veröffentlichte, ohne das Raubregiment um Genehmigung gebeten zu haben — für eine kirchliche Sache! Vermuthlich werden die piemontesischen Söldner auch nicht verlegen sein, den hohen Prälaten in das Geschrei politischer Umrtriebe zu bringen, wenn ihre Bemühungen schließlich auch dasselbe Fiasko trifft, wie rücksichtlich des Cardinals Morichini. Mgr. Salvini betrat ruhig und heiter das Gefängniß und erklärte, daß er es für eine unverdiente Auszeichnung halte, an dem Schicksale der Cardinale De Angelis, Corsi, Morichini, der Erzbischöfe und Bischöfe von Spoleto, Turin, Urbino, Vercelli, Avellino, Foggia, Guastalla, Parma und hundert Anderer theilzunehmen, welche sich freuten, würdig befunden worden zu sein, um des Namens Jesu willen Schmach und Verfolgung zu erdulden.

Wie human die Republikaner **Amerika's** sind, bezeugt eine Nachricht aus New-York vom 8. Juli, welche lautete: Bei Charleston findet ein eigenthümliches Scheibenschießen statt. Vor mehreren Wochen zeigte der die Besatzung der Stadt befehlige General dem der Bundesstruppen an, daß sechs gefangene Bundesgenerale und eine große Anzahl hoher Stabsoffiziere eigens zu dem Zweck nach Charleston gebracht worden seien, um dem Feuer der Bundesbatterien ausgesetzt zu werden und die Annehmlichkeiten des Bombardements zu theilen. Auf diese Bethätigung höherer und höchster Civilisation hat die Bundesbehörde damit geantwortet, daß sie eine gleiche Anzahl gefangener Rebellen generale und Oberoffiziere nach Morris-Island geschickt hat, wo ihnen Quartiere vor der Fronte des Bundesheeres eingerichtet worden sind. Nichtige Barbarei, wenn's nicht gelogen, wie so Vieles von daher.

Der „Times“-Correspondent in **Mexiko** weiß nicht genug von der Begeisterung zu erzählen, mit welcher das neue Kaiserpaar daselbst empfangen worden ist. Besonders gefalle es den Mexikanern, daß das kaiserliche Paar ohne militärische Begleitung Spazierfahrten und Spaziergänge mache; denn von den vielen Präsidenten, welche das heimgesuchte Land bisher regiert hatten, war nicht ein einziger jemals ohne starke Militär-Escorte auf der Straße gesehen worden. Der Kaiser selbst — so heißt es — ist von frühem Morgen bis spät in die Nacht beflissen, sich mit Personen und Dingen vertraut

zu machen. Schon hat er verschiedenen Aemtern einen Grad von Energie eingehaucht, die im Vergleich mit dem bisherigen Schlenbrian geradezu wunderbar erscheint. Mehrere während der Regentenschaft Angestellte wurden abgesetzt. Sein Bestreben geht sichtlich dahin, sich mit den gemäßigten und angesehenen Männern aller Parteien zu umgeben und alle Ex-treme zu vermeiden. Bereits sind zwei Ausschüsse niedergesetzt, der eine, um über die Finanzen, Hilfsquellen und besten Besteuerungsmethoden Bericht abzustatten, der andere, um die Armee zu reorganisiren und über die zweckmäßigsten Mittel zur raschen Pacification des Landes ein Gutachten abzugeben. Das ruhige Benehmen des Kaisers flößt allenthalben Vertrauen und die besten Hoffnungen ein. Die Geschäfte waren nie lebhafter als in diesem Augenblicke, und das Land scheint endlich einer glücklichen Zeit entgegenzugehen. Don Jose Fernando Ramirez (nach französischem Bericht Herr Martin de Castillo) ist zum Minister des Auswärtigen ernannt worden, ein Mann von Talent, Erfahrung und unbefoltenem Charakter. Männer dieses Schlages konnten unter einem Zuluaga und Juarez keinen Posten annehmen. Der Genannte hatte sich daher seit Jahren in's Privatleben zurückgezogen, um sich ausschließlich mit antiquarischen Studien zu befassen. Er gehört der gemäßigten Partei an und seine Ernennung erregt allgemeine Freude.

Geschichtliche Notizen über das Christenthum in Mexiko.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die sittlichen Zustände der Mexikaner sind von manchem Reisenden, besonders solchen, die Alles hassen, was den Namen „katholisch“ trägt, häufig in den düstersten Farben geschildert worden; die Ursache wurde, wie gewöhnlich, den Priestern und Mönchen in die Schuhe geschoben. Es ist nicht zu leugnen, daß bei den vielen und schweren Kämpfen, welche, wie vorher angeführt, die Religion mit Hindernissen aller Art zu bestehen hatte, die Bildung und Sittigung des Volkes nur langsam vorwärts schritt; es ist auch nicht zu leugnen, daß manche Bischöfe und Ordenshäuser in dem Mißionselber nachließen, sich mit der bloßen Belehrung der Einzelnen zufrieden stellten, auf die Weiterausbildung der einmal getauften Indianer zu wenig bedacht waren. Um aber die Uebertreibungen gewisser Reiseberichte näher zu kennzeichnen, und doch nicht parteiisch zu erscheinen, wollen wir einige Urtheile protestantischer Reisenden mittheilen. Ein genauer Kenner des Landes und durchaus kein Freund der kathol. Kirche, der Protestant Mühlensport, schreibt: Man pflegt gewöhnlich von dem, was man in der Hauptstadt bei einzelnen Vorfällen, bei einigen Volksklassen, mitunter sogar bei einzelnen Individuen wahrnahm, auf die ganze Nation zu schließen. Nach den Erfahrungen, welche ein langjähriger Aufenthalt im Lande und mannichfache Verührungen mit Leuten aus fast allen Ständen mir zu machen gestattete, darf ich mir wohl getrauen zu behaupten, daß in Mexiko, wenn nicht weniger, doch auch sicher nicht mehr Laster angetroffen werden, und die Sitten nicht lockerer sind als in irgend einem Lande. Der protestantische Bibelverbreiter

Noris, dessen Bibeln und Abhandlungen die Mexikaner zurückgewiesen zu haben scheinen, schreibt über die Bewohner dieses Landes: „Jedermann bekennt sich als einen Katholiken, und ist fromm und religiös in seiner Weise; in einigen Hinsichten verdienen sie von aufgeklärten Christen nachgeahmt zu werden.“ Sogar die leichtfertigen Schriftsteller halten mit dem Spotte inne, um das tiefe, religiöse Gefühl der Mexikaner trotz vernachlässigten und mangelhaften Unterrichtes zu rühmen; ein amerikanischer Reisender dieser Klasse faßt seine Eindrücke in folgenden Worten zusammen: „Das religiöse Gefühl, welches alle Klassen, Jung und Alt, durchdringt, ist merkwürdig. Nie sieht man einen von ihnen an einer Kirche vorübergehen, ohne das Haupt zu entblößen und das Gesicht dorthin zu wenden, während bei dem Klange der Glocke jeder Hut abgenommen wird und alle unbefect stehen bleiben, wo sie sind, bis das Läuten vorbei ist;“ und die Schweizerin Frau Calderon de la Barea, eine bekannte Schriftstellerin, sagt von Mexiko: „Es giebt kein Land in der Welt, wo wohlthätige Werke, sowohl öffentliche als private, in einem so großen Maßstabe geübt werden; im Allgemeinen ist christliche Wohlthätigkeit ein unterscheidendes Merkmal eines kath. Landes;“ — und von den Mönchen, welche gewöhnlich die Jüdische sind, auf welche jeder unverständige Reisende seine Pfeile abschießt, gesteht dieselbe aufrichtig: Ich glaube fest, daß bei weitem der größere Theil ein Leben der Entbehrung und der Tugend führt; in dem ganzen Lande, fügt diese Dame hinzu, faßt bei jedem Schritte sieht man ein weißes Kreuz zwischen den Bäumen hindurchschimmern, hier erinnert uns Alles an den Triumph des Katholicismus. Mag es daher auch im Alerus und im Volk Mexiko's Mißstände geben, mag der Zustand der Sittlichkeit und Volksbildung auch nicht makellos sein, der übrigens auch in den Ländern Europa's ungeachtet der modernen Aufklärungssucht, oder vielleicht wegen derselben durchaus nicht musterhaft zu nennen ist, so arg jedoch, wie die Zustände des Landes von manchen kirchenseindlichen Schriftstellern und Journalisten übertrieben werden, sind sie nicht; unparteiische protestantische Reisende haben der Wahrheit Zeugnis gegeben, und besonders das alle Klassen der Bevölkerung durchdringende Gefühl der christlichen Nächstenliebe rühmend hervorgehoben.

Gelingt es, diesem Lande einen dauernden Frieden zu geben, den öffentlichen Unterricht zu heben, durch eine gerechte und weise Regierung nach christlichen Grundsätzen die Bildungsmittel des bisher vielfach vernachlässigten Volkes zu vervollständigen, so ist kein Zweifel, daß bei den vielen guten Elementen, die sich vorfinden, der sittliche Fortschritt einen erfreulichen Aufschwung nehmen, und das von der Natur so reichlich ausgestattete Land sich der kath. Staatenfamilie würdig anreihen werde. Die Berufung eines Mitgliedes des österreichischen Herrscherhauses, dessen religiösen Sinn und große Regententugenden von Freund und Feind anerkannt sind, giebt hierzu die gegründetsten Hoffnungen. Es darf und daher nicht wundern, daß der hl. Vater selbst dem Kaiser Napoleon zu dem glänzenden Erfolge, den die französischen Waffen im fernen Mexiko erkämpften, Glück wünschte und es öffentlich aussprach, daß die Mission, welche die französische Regierung in diesem Lande übernommen, eine sehr wichtige, für die Religion und Civilisation folgenreiche und erfreuliche gewesen.

Ueber den Empfang des neuen mexikanischen Kaisers seitens der Indianerstämme schreibt der „Constitutionnel“, daß die von den Spaniern und Creolen von jeher unterdrückten und eingeschüchterten Indianer alle Hoffnungen auf den Kaiser setzen, dessen Weisheit und Güte ihnen durch einen mexikanischen, in Miramar gewesenen Priester in ergreifenden Zügen geschildert wurde.

Der Korrespondent fügt hinzu, daß sich diese Schilderungen mit Blitzesschnelle im Lande verbreiteten, und daß darum auch die Indianer, in denen er die Hauptstützen einer besseren Zukunft des Landes erblickt, kaum zwei Tage nach der Landung des Kaisers in Vera-Cruz auf dreißig Wegstunden in der Runde Deputationen nach Cordova geschickt hatten.

In Cordova waren die vornehmsten Vorstände der benachbarten Stämme zur kaiserlichen Tafel gezogen worden. Sie schienen nie zuvor Platz an einer nach europäischer Sitte servierten Tafel genommen zu haben. Zum Zertheilen des Brotes brauchten sie Messer und Gabel, wußten aber nicht, wie sie die auf ihren Tellern liegenden Fleischspeisen zersücken sollten, und mußten sich von ihren Nachbarn belehren lassen. Gleich allen Angehörigen eines primitiven Volkes glaubten sie alles nachahmen zu müssen und bedienten sich z. B. der Servietten, so oft ein anderer Gast die seine gebrauchte. Als ein Häuptling nach der Zahl seiner Kinder gefragt wurde, sagte er: „Ich habe nur eines, hoffe aber unserem Kaiser bald mehr Unterthanen zu geben.“

Das kaiserliche Gefolge war durch mehrere von der Hauptstadt herbeigekommene Würdenträger und Notabilitäten verstärkt worden und auch Madame Almonte, erste Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin, hatte ihr Amt bereits angetreten.

Bei der am 31. Mai in früher Morgenstunde erfolgten Abreise Ihrer Majestäten fand sich die gesammte Bevölkerung Cordova's auf dem großen Plage ein, um den Kaiser nochmals zu begrüßen. Die französischen Offiziere glaubten dieser sympathischen Kundgebung um so mehr Werth beilegen zu sollen, als die Stadt sehr viele Puros zählt, mit welchem Namen die exaltirtesten Republikaner bezeichnet werden.

So schlecht die von Cordova nach Orizaba führende Straße ist, so sehr bezauberte sie durch den Reichtum der Vegetation. So weit der Blick reichte, traf er auf mit Blüthen bedeckte Bäume, auf Kaffee- und Zuckerpflanzungen, Bananen-, Citronen- und Pomeranzendäume und Ananassträucher. Außerdem schmückten unzählige, mitunter sehr originelle Triumphbogen die Straße. Vorhänge, Bettdecken, Sack- und Halsstücke, gestickte und mit Spitzen besetzte Kleidungsstücke waren nebst Blumen und Guirlanden zur Decorierung verwendet worden.

Außerdem hatten die Indianer noch sehr hübsche buntfarbige Mosaiken aus Schilfrohr gefertigt und Sonnen, Sterne, Inschriften und die Namensschiffe Ihrer Majestäten in solcher Weise anzubringen gewußt. Fenster und Thüren der Häuser längs der Straße waren mit Draperien und natürlichen und künstlichen Blumen reich geschmückt. Die Landstraße war buchstäblich mit Indianern bedeckt und der Bevölkerung der Dörfer und Pochthöfe, die von weit hergekommen waren, um Ihre Majestäten zu sehen. Die Deputationen harrierten an jeder Brücke und am Beginn jeder neuen Straße. Ländliche Musikchöre ließen sich hören und

von Zeit zu Zeit verkündete der Knall der Petarden das Herannahen Ihrer Majestäten.

Um Mittag traf der Kaiser in Orizaba ein, war aber schon am Endpunkte des Reichbildes von den Spitzen der Behörden in einem Zelte empfangen worden, das man ebenso gut einen Blumenpalast hätte nennen können. Das Ayuntamiento überreichte dem Kaiser die goldenen Schlüssel der Stadt auf einem reich gestickten Sammpolster in silberner, kunstreich ciselirter Schüssel. In einer Ansprache, die der Kaiser im reinsten Castilanischen antwortete, wurde die Huldigung der Bevölkerung ausgedrückt.

Die Vivatruse wollten kein Ende nehmen und die Menge wollte die an den kaiserlichen Wagen gespannten Pferde losmachen und den Wagen selbst in die Stadt ziehen. Der Kaiser aber, der nicht duldet, daß man vor ihm niederkniet, um ihm die Hand zu küssen, gestattete auch das Ausspannen der Pferde nicht. . . . Nun donnerten die Kanonen und Petarden, während Glockengeläute und der unaufhörliche Ruf: „Viva el emperador de Mexico. Viva la emperatriz“ die Lust erfüllte. Balkone und Fenster waren voll reich geschmückter Damen und als Ihre Majestäten die Kirche nach dem Hochamte verließen, war es kaum möglich, einen Weg durch die dichtgedrängte Menge zu bahnen, die des Grüßens und Zurufens kein Ende machen wollte.

Auch in Orizaba empfing der Kaiser sehr viele indianische Deputationen, deren Stammesverschiedenheit sich durch die verschiedenen Farben, Streifen und Schnitte ihrer Gewänder kennzeichnete. In der Regel besteht der Anzug aus dem Oberkleide (Coton), einem Hemdchen und Beinkleidern aus sehr feiner Leinwand und Strümpfen, die häufig mit Spitzen verziert sind. Schuhe sind nicht gebräuchlich. Die Deputationen bestanden mitunter aus Männern und aus Frauen.

Die Deputation von Naranjal überreichte prachtvolle Blumensträuße und der Kaiserin Tauben als Sinnbild ihrer Friedensmission. Der an ihrer Spitze stehende Häuptling sagte in seiner Ansprache:

„Verehrter Kaiser, vor Dir stehen einige jener armen Indianer, die Deine Kinder sind und Dich begrüßen wollen; Du weißt nicht, wie sehr Deine Ankunft ihre Herzen mit Freude erfüllt; sie betrachten sie wie einen Regenbogen, der die Wolken der Zwietracht beseitigt, die bereits Bürgerrecht in unserem Lande zu haben schien. Der Allmächtige hat Dich geschickt und wird Dir Kraft zu unserer Rettung verleihen. Nimm diese Blume an und erblicke in ihr ein Unterpfand unserer Liebe; Deine Kinder von Naranjal geben sie Dir.“

Der Kaiser antwortete:

„Liebe Kinder, es freut mich ungemein, Euch zu empfangen, weil mir Euer Besuch ein Beweis des Vertrauens ist, mit dem Ihr von mir die Ruhe des Landes und Eure eigene Wohlfahrt erwartet, welcher Glücksgüter Ihr so lange verlustig gewesen seid. Bauet auf meine Fürsorge und auf meine Bemühungen für die Beschützung Eurer Interessen, für die Förderung Eurer ländlichen Arbeiten und für die Verbesserung Eurer ganzen Lage. Setzt die Bewohner von Naranjal von diesen meinen Absichten in Kenntniß.“

Die Frauen von Drijaba verehrten der Kaiserin einen Ring, den Ihre Majestät annehmen geruhte.

Der Kaiser besuchte theils mit, theils ohne die Kaiserin die öffentlichen Anstalten in Drijaba. Beim Besuche der Gefängnislokale ließ er sich blos von Herrn Iglesias begleiten. Beim Eintritt in einen Hofraum, in welchem sich an hundert Gefangene befanden, wurde er mit freudigen Zurufen begrüßt. Er besichtigte alle Lokale, die mitunter nur auf sehr schlechten Treppen und durch Kalthüren zugänglich waren. Er nahm Einsicht in die Register, Prozessen etc. und nahm anlässlich eines Prozesses, dessen Führung ihm über die Gebühr ausgebeutet erschien, die betreffenden Akten mit sich, um sie dem Gerichtshofe von Puebla vorlegen zu lassen. Nach Entgegennahme eines Justizberichtes ließ der Kaiser 12 Gefangene sofort in Freiheit setzen; zwei andern wurde ein bedeutender Strafnachlaß bewilligt.

Der Besuch der Unterrichtsanstalten, in denen unter Anderem auch französisch und englisch gelehrt wird, ergab sehr befriedigende Resultate.

Das Militärspital S. Antonio ist vortrefflich eingerichtet und von großen, sehr gut gehaltenen Gärten umgeben. Die Patienten, unter denen sich kein schwer erkrankter befand, waren entzückt über die Freundlichkeit, mit welcher der Kaiser sich an jeden einzelnen wendete und intonirte, als Se. Majestät die Spitalskapelle passirte, das: Domine salvum fac imperatorem nostrum Maximilianum und das Domine salvum fac imperatorem nostrum Napoleonem.

Die großen industriellen Etablissements der Brüder Escandon wurden von Sr. Majestät ebenfalls eines Besuches gewürdigt und der Director derselben mit dem Ritterkreuz des Guadalupe-Ordens ausgezeichnet. Auch andere Notabilitäten von Drijaba hatten sich ähnlicher Auszeichnungen zu erfreuen. Die Humanitätsanstalten wurden mit reichen Geldgeschenken bedacht. Ihre Majestäten hatten beim Abschiede von Drijaba selbst die Herzen vieler Puros gewonnen.

Ein Frühstück.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen erschien der Priester beim Frühstück.

„Nun, was sagen Sie zu meiner Lebensweise, zum Tone meines Hauses, zu meinem Wahlspruche?“

„Preisen Sie Gott, daß er bisher nicht in Erfüllung ging, Ihr Scheiden wäre wahrlich kein beneidenswerthes gewesen.“

„Nun, was haben Sie mir vorzuwerfen?“

„Nichts, als was Sie gestern selbst von sich bekannten. Sie erinnerten sich mit Wohlgefallen Ihrer früheren Verirrungen und sprachen mit Vergnügen davon. Dies und noch mehr der Umstand, daß Sie dabei ohne alle Furcht an einen plötzlichen Tod denken können, läßt auf einen schlimmen Zustand Ihrer Seele schließen.“

„Verirrungen, was wollen Sie damit? Sie meinen wohl die Geschichte mit der Marquise?“

„Allerdings, Sie haben Sich damit eine große Last auf Ihr Gewissen geladen.“

„Die Gläubiger haben dabei nichts verloren.“

„Aber die Kinder jenes Gutbesizers, die nach dem Tode ihres verblendeten unglücklichen Vaters als Waisen vom Mitleide der Verwandten leben mußten.“

„Es war ein Nothschritt für die Verlassene; das Gericht konnte mir nicht zu, die Krida war noch nicht angemeldet.“

„Die menschlichen Gesetze klagen Sie freilich nicht an, wie leicht ist ihre Form umgangen; aber die göttliche Gerechtigkeit läßt sich nicht berücken. Sie haben wissentlich Unrecht gethan in einem solchen Zustande sollten Sie nur mit Schrecken an die Möglichkeit denken, von einem plötzlichen Tode überreilt zu werden, ehe Sie das Unrecht gut gemacht und Ihr Gewissen in Ordnung gebracht haben.“

„Die Regeln des guten Tones scheinen Ihnen ziemlich fremd zu sein; wer giebt Ihnen denn das Recht, so mit mir zu sprechen?“

„Sie selbst, da Sie mich um meine Meinung über Ihren unglückseligen Wahlspruch gefragt haben.“

„Das hätte ich bleiben lassen sollen.“

„Nein, es mußte so sein, damit Sie die Wahrheit hören.“

„Meine Freunde und die Menschen, die mich kennen, urtheilen anders von mir.“

„Ach, was sind Ihnen diese Freunde, wenn Gott Sie abruft.“

Jetzt trat eine ziemlich lange Pause ein, der Herr Bürgermeister hatte sich von seinem Sitze erhoben und war einige Male im Zimmer auf- und abgeschritten, er schien mit sich zu Rathe zu gehen, wie er dem Gespräche eine andere Wendung geben oder auch seines Gastes am besten los werden könne.

„Es thut mir leid,“ sprach er nach einer Weile, „daß unsere Ansichten so sehr differiren; Sie würden auf diese Weise für mein Haus und meine Freunde anstatt ein gerne gesehener Gesellschafter ein unglückseliger Störenfried werden.“

„Davor bewahre mich Gott!“ entgegnete der Priester, „daß ich den Frieden des Hauses störe, — doch ja, Sie haben Recht, ich wie jeder berufstreue Priester ist ein Friedensstörer im Hause des Verblendeten und Verirrten.“

Herr Wohlfiedt zwang sich jetzt zu einem freundlichen Lächeln, ergriff die Hand des Priesters und sagte:

„Ich halte Ihnen nichts für ungut, hochwürdiger Herr, Sie haben es nach Ihrer Art wohlgemeint.“

„Am Gotteswillen!“ schrie der hereinstürzende Amtsbote, „der Herr Synbikus ist todt, von einem Stickschusse getroffen; er kam vom gestrigen Gelage erst um Mitternacht nach Hause.“

„Nur schnell zu ihm,“ rief Herr Wohlfiedt, „er war ein Feingeist von der starken Seite, vielleicht ist noch Hilfe möglich.“

Der Priester und Herr Wohlfiedt eilten zu ihm hin.

Welch ein Anblick! Der Leuchter war vom Nachtiſche herabgeworfen, daneben lag im halbverlohten Zustande das Bett eines der größten und wüthendsten Gottesleugner, von den Wänden lachten aus goldenen Rahmen die frivolsten sittenloſen Gestalten höhrend auf die Schreckensscene herab; im zerwühlten Bette lag die enstelte Leiche des unglücklichen Mannes.

Ärztliche Hilfe kam zu spät. Der Priester betete die Gebete.

Herr Wohlfiedt ging nach Hause und ließ eine angenommene Einladung wieder absagen. Er war den ganzen Tag und Abend

für keinen seiner Freunde sichtbar. Als er Abends zu Tisch ging, schlüpfte ihm unversehens ein Stückerl von der Speise in die Brusthöhle; er sprang auf, ward roth und blau. „Gott im Himmel!“ rief seine Gattin und er feuchte das Stückerl glücklich wieder von sich.

„Was ist doch der Mensch,“ sprach er ernst, als er sich wieder setzte, „ein Augenblick und das Leben ist entflohen.“

Am andern Tage noch im Finstern des Novembermorgens ging er aus und kam nach anderthalb Stunden mit heiterem Antlitz und seltener Gemüthsruhe wieder zurück. Man hatte ihn nach der Messe am Tische des Herrn theilnehmen gesehen.

Für die Kinder des fallirten Gutsbesizers wurde ein Kapital von 8000 fl. angelegt.

Der unglückselige Wahlspruch war aus Herrn Wohlstedt's Munde nicht mehr zu hören.

Vermischte Nachrichten.

Bad Landeck. Es ist unleugbar, daß Landeck an Naturschönheiten in seiner Umgebung mit den bevorzugtesten derartigen Badeorten wetteifern kann. Auch haben die Hausbesitzer für Herstellung entsprechender Wohnungen das Mögliche gethan und sind namentlich in neuester Zeiten mehrere Bauten ausgeführt worden, welche in gesunder Lage durch ihre ganze Einrichtung geeignet sind, allen vernünftigen Wünschen der Kurgäste zu genügen. Dahin gehören die gut gelegenen und theilweise die beste Aussicht gewährenden Häuser „Sans-Souci,“ „Elysium,“ „Arcadia,“ das stattliche „Grafenhaus,“ der „Düppeler Hof,“ der Kronprinz, „Victoria-Hotel,“ „Marien-,“ „Cäcilien-“ und „Heinrichs-Hof,“ der „Merkur,“ das „Försterhaus“ u. c. Für den Leib ist durch verschiedene Gasthöfe gesorgt, in denen aber meist ein sehr sparsames Dienstpersonal nebst hie und da ziemlich groben Kellnern, welche zu meinen scheinen, daß nicht sie der Kurgäste halber, sondern diese ihrerwegen da seien. Namentlich aber sollte der in der edlen Kochkunst obenanstehende untadelhafte Breslauer Stadt- und Hofkoch Wiczorek, welcher den Kurfürst inne hat, auch dafür sorgen, daß seine Kellner nicht nach reiner Willkür die Gäste placiren, ihren — schwerlich maßgebenden — Geschmack dabei walten lassen, später kommenden Badegästen vor früheren Vergünstigungen gewähren und so zu Beschwerden Anlaß geben. Ein willkürliches Kellnerregiment in einer Restauration gereicht selten schließlich zum Vortheil des Wirthes selbst, und wird es im Interesse desselben liegen, künftighin Ordnung einzuführen. Viel schlechter als für die Leiblichen ist für die religiösen Bedürfnisse der Kurgäste gesorgt. Freilich sind hier 2 Kapellen, aber Sonntags, wenn kein fremder Geistlicher zufällig anwesend ist und celebrirt, am Badeort nicht einmal eine heil. Messe. Wie man hört, wollte die städtische Badeverwaltung allerdings endlich für die Anstellung eines Localisten aufkommen, was nicht mehr als billig, da die Stadt vom Bade große Vortheile bezieht. Dies Projekt aber scheiterte an dem Magistrats-Anspruch, den Geistlichen zu präsentieren und an der Anforderung der geistlichen Behörde, daß alsdann Sonntags wenigstens eine Stunde während des Gottesdienstes die Badeanstalten geschlossen seien, damit auch das beschäftigte Per-

sonal den Gottesdienst besuchen könne. Diese Forderung, für das Bad auch in materieller Beziehung unschädlich, ist durchaus billig und es ist geradezu unbegreiflich, wie man sich dagegen sträuben konnte, da der allerdings pfiffige Ausweg des Herrn Badeinspectors, die heil. Messe auf den badfreien Nachmittags zu verlegen, aus gewissen Gründen doch nicht betreten werden kann. Zur Entschuldigug obigen Vorschlages gereicht allerdings, daß der von der katholischen Stadt gewählte Inspector Protestant ist. Uebrigens soll denn doch für die kommende Zeit für Abhaltung des Gottesdienstes am Badeort wirklich gesorgt werden, worüber eben die Stadtväter berathen. In Stadt Landeck ist für die kath. Gemeinde durch eine pflichterfrige Geistlichkeit sehr wohl gesorgt, welcher es an Kämpfen mit alter Verfassung nicht fehlt. Mehr ein anderes Mal.

Berlin. Am 18. Juli zeigte ein Weißgerber an den Berliner Anschlagssäulen an, daß sein dreijähriger Sohn vermißt würde. Merkwürdig ist die Art, wie zwei Tage darauf die Leiche des Kindes leider in der Senkgrube auf dem Hof gefunden wurde. Unmittelbar nach dem Verschwinden des Kindes zeigte der auf dem Gehöfte des unglücklichen Vaters liegende Kettenhund sich äußerst unruhig; er bellte Tag und Nacht, sprang in wilden Sätzen an seiner Kette umher, als ob er sie zerreißen wollte, und zeigte überhaupt ein verändertes Wesen. Als die Unruhe des Hundes nicht nachließ, entschloß man sich, denselben von seiner Kette loszulassen, um zu sehen, ob hierdurch vielleicht das Thier könnte beruhigt werden. Kaum war aber der Hund von der Kette frei, so sprang er in wilden Sätzen auf die Senkgrube los wühlte in derselben umher und zerrte endlich an dem Zipfel eines Kleides, daß er zum Vorschein brachte, zugleich ragte aus der Grube das Aermchen eines Kindes hervor. Das Kind hatte ohne Zweifel auf dem Gehöfte gespielt, war der Senkgrube zu nahe gekommen und in dieselbe hineingefallen.

Polen. (Nachbarliche Freundschaft.) Der Warschauer „Dziennik“ erzählt ein Geschichtchen von nachbarlicher Freundschaft, das den kriegsgerichtlichen Akten entnommen ist. Auf dem Gute des Herrn Cz. bei Grodzisk wurden im Jahre 1866 Senfen gefunden und dem Gutsbesitzer dafür eine Strafe von 150 Rubel auferlegt. Seine Betheuerungen, daß er davon nichts wisse, halfen nichts; da er nicht im Besitze dieser Summe war, borgte er sich das Geld vom Nachbar J., mußte ihm aber 200 Rubel quittiren, so daß dieser bei dem Geschäft 50 Rubel proftirte. Später stellte es sich jedoch heraus, daß der Darleiher selbst Derjenige war, welcher die Senfen verdeckt hatte, da durch Zeugen erwiesen wurde, daß er sie zur Nachtzeit mit Hilfe dreier Personen in den Teich seines Nachbarn versenkte.

Griechenland. (Ein schauerliches Verbrechen.) Man schreibt aus Athen: Am 15. Juli wurde von den Äffsen der Provinz Kalzis ein türkischer Zigeuner zum Tode verurtheilt, der aus Aberglauben ein schauerhaftes Verbrechen begangen hatte. Er war vor zwei Jahren nach Griechenland gekommen, hatte sich taufen lassen und trieb das Schmiedehandwerk. Da er in früheren Jahren gehört hatte, man könne mit einem Richte, welches aus dem Fette eines lebendigen Menschen bereitet worden, verborgene Schätze finden, so verschaffte er sich einen Felserscheiter, mit dem er im Walde einen Unglücklichen überfiel, an einen

Baum band und dem er bei lebendigem Leibe die Eingeweide herauschnitt, um sich das Fett, welches sie bedeckt, zu verschaffen. Eine alte Frau fand den folgenden Tag den mit dem Felle Ringenden noch an dem Baume und eilte in das nächste Dorf, um die Sache anzuzeigen. Als man hineilte, war er schon verschieden, doch gelang es den Verbrecher ausfindig zu machen und er gestand seine Greuelthat und ihre Motive.

New-York. Zur Charakteristik der New-Yorker Zustände erzählt die New-Yorker „Handelszeitung“: „In einer unserer größten Fabriken standen kürzlich die Arbeiterinnen wegen höherer Löhne auf. Die Sprecherin, welche dem Fabrikherrn darzulegen hatte, daß bei den hohen Preisen der Lebensmittel mit dem jetzigen Lohne nicht mehr auszukommen sei, trug ein Kleid, welches über fünfzig Dollars kostete.“

****** (Sehr fragliche Erklärung der diesjährigen Witterung.) Die bisherige Witterung hat nach Dr. Venezi ihren Grund in einem Kometen, dessen Schweif sich zwischen der Erde und der Sonne ausbreitet. Daher die Verdichtung der Dünste, die Wolkenbildung und die für diese Jahreszeit ungewöhnliche Kälte. Der Komet wird uns sichtbar werden, sowie sein Kern zwischen Erde und Sonne durchgeht; dann wird auch eine mehrtägige Verbunkelung der Atmosphäre stattfinden.

****** Die erste deutsche Apotheke hatte im Jahre 1364 die ehemalige freie Reichsstadt Ulm. Die erste öffentliche Apotheke der Welt errichtete im Jahre 765 der arabische Khalif Almanjur zu Bagdad.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Pauline Klog, Hr. Gelsch, Trachenberg.
Gestorben. Justizrath Haupt, Breslau; Rfm. Schuster, Altwasser; verw. Fr. Rittergutsbes. Keitsch, Paulsdorf; verw. Gräfin Modesta v. Krowow, Breslau; Frä. Cäcilie Niego, Breslau; Fr. Louise Kugler, Liegnitz; verw. Schuhmachermstr. Johanna Adam, Breslau; Rfm. Baumgart, Liegnitz; Fr. Anna Christoph, Leobischütz; Director Prof. Wilhelm Arthur Passow, Thorn.

Die glückliche Entbindung meiner lieben Frau Hedwig von einem gesunden Knaben zeigt hiermit Freunden und Bekannten ergebenst an.

Liegnitz, den 3. August 1864.

[228] **Ed. Seifer**, Pianofortefabrikant.

Flügel und Piano

stehen zum Verkauf im Ausstellungs-Saal, Neue Taschenstrasse 5.

[229]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-Strasse 35.

Breslauer Börse vom 8. August 1864.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—
convert. v. 50 u. 52 4	96½ G.	do. do. 4	—
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	97½ B.
Preuss. Anl. 55.56 4½	102½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	93½ G.
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ G.	do. Rustical 4	101½ B.
Präm.-Anl. 1855 3½	125½ B.	do. do. 3½	—
Staats-Schuldsch. 3½	91½ B.	Schles. neue Lit.-A. 4	101½ G.

Anzeige.

Gestützt auf das Vertrauen, welches sich unser Haus namentlich auch bei dem Hochw. Clerus der nahen Diözese Limburg in kurzer Zeit erworben hatte, stellte das Hochw. Bischöfl. Ordinariat zu Limburg an das hiesige Hochw. Bischöfl. Ordinariat den Antrag auf Beidigung unserer Firma zur Lieferung consecrabler Weine für das hl. Messopfer. Diese Beidigung erfolgte denn auch am 2. Februar l. J. dahier und wurde durch das Amtsblatt des Hochw. Ordinariats zu Limburg sofort publiziert und unsere Firma dem Hochw. Clerus empfohlen.

Anfangs April l. J. liefen aus Ober-Schlesien, das wir bis dahin noch nicht hatten bereisen lassen, von mehreren Priestern Weinbestellungen ein, und erfuhren wir so erst, daß durch eine Verordnung des Hochw. Fürstbischöflichen Vicariatamtes zu Breslau Nr. 148, V. d. d. 20. Februar 1864 unsere Firma namentlich auch als bis dahin allein vereidete Weinhandlung empfohlen worden war. Hierdurch hielten wir uns verpflichtet, Sr. Fürstbischöflichen Gnaden zu Breslau persönlich unsern Dank zu erstatten und bekräftigten Hochdieselben den Herrn Moltkan in seinem Entschlusse, einen größeren Theil Schlesiens und Sachsens zu bereisen. Dabei wurde mit vielen Hochw. Priestern, die uns Bestellungen für den Herbst nächstbin zugesichert haben, verabredet, daß wir jene Gegenden nicht wollen bereisen lassen, sobald die auf diese Weise erparten bekanntlich sehr bedeutenden Reisespesen bei Berechnung unserer Weine resp. bei der Wahl deren Qualität in Abzug zu kommen haben.

Raum war unsere Beidigung dahier bekannt geworden, so wurde unser Hochw. Bischöfl. Ordinariat von anderen hiesigen Firmen um ebenmäßige Beidigung angegangen und so eine Geschäfts-Concurrenz herbeigeführt. Da wir nunmehr getreu unserem Versprechen und so lange wir desselben Seitens unserer verehrlichen Kunden nicht entbunden sind, Schlesiens nicht werden bereisen lassen, so erlauben wir uns, auf diesem Wege bei den ganzen Hochw. Clerus der Diözese Breslau unsere Firma in empfehlende Erinnerung zu bringen. Zugleich bringen wir namentlich für diejenigen Herren, die noch nicht im Besitze unseres Preis-Courants sind, zur ergebensten Anzeige, daß unsere sämmtlichen stillen Weine von 30 bis 300 Thlr. per Ohm zu ecclesiastischen Zwecken gebraucht werden können und deshalb, weil wahrhaft rein und consecrabel, auch von entsprechender vorzüglicher Qualität sind.

Außerdem haben wir eben so nur ganz reine Rothweine, so wie alle gangbaren moussirenden Rhein- und Moselweine auf Lager.

Unserem Eide unerschütterlich getreu werden wir alle Befehle durch prompte Lieferung nur ganz reiner Weine ausführen und so auch in Schlesiens unserer Firma das Vertrauen und die Ehre zu erwerben und zu erhalten suchen, deren sie sich hier allgemein erfreut. Zugleich ergreifen wir die Gelegenheit, den Hochw. Priestern der Diözese Breslau, die so freundlich waren, unsere Firma bei vielen Fällen schon mit bestem Erfolge zu empfehlen, hier schon unseren ganz verbindlichsten Dank auszusprechen.

Mainz im August 1864.

Moltkan & Beit,

Weinhandlung in Mainz.

[230]

Getreide-Preise vom 8. August.

Schles. neue Lit. B. 4	—	W. Weizen . . . Schf. 62-71-75 Sgr.	
do. Lit. C. . . 4	101 G.	G. Weizen 61-65-70 .	
do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen 41-42-44 .	
Schles. Rentenbr. 4	99½ B.	Gerste 32-36-38 .	
Posen. Rentenbr. 4	96½ B.	Hafer 29-30-32 .	
Oesterr. Ant.-Anl. 5	71½ G.	Erbsen 48-53-57 .	
Oesterr. Banknoten	87½ G.	Kartoffeln Metze 1¼-1½ .	

Raps und Rüben, pro 150 Pfd.
Raps 158-186-210 Sgr.
Winter-Rüben . . 178-193-210 .
Sommer-Rüben . . — — —